

Nahbare Nachbarn

Autor(en): **Gretler Heusser, Simone**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zenit**

Band (Jahr): - **(2019)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-927156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Alle Menschen überall haben Nachbarn – die Bedeutung und die Ausgestaltung der Nachbarschaftsbeziehung unterscheidet sich jedoch in der Zeit und je nach sozialem Kontext stark. Prof. Simone Gretler Heusser* spürt den aktuellen Veränderungen in den Nachbarschaftsbeziehungen nach.

Nahbare Nachbarn

Die Mondlandung vor fünfzig Jahren erlebte ich als Vierjährige vor dem Fernseher unserer Nachbarin Jane Hawkins. Sie, die US-Amerikanerin in Genf, hatte meine Familie in ihre Wohnung eingeladen. Ob aus patriotischen Gründen oder weil wir – als Einzige im Haus schon damals, 1969 – keinen Fernsehapparat besaßen, weiss ich nicht. Aber die grobkörnigen Bilder und abgehackten Männerstimmen aus dem kleinen, fast eiförmigen Fernseher gehören zu meinen ersten Erinnerungen.

Jane Hawkins wohnte unter uns im zweiten Stock, eine freundliche, ältere Dame mit silbergrauem Haar und einer Butterfly-Brille, eine Art in die Jahre gekommene Mary Poppins. Wenn meine Schwester und ich im Treppenhaus am Boden liegend Urtiere spielten und uns fortbewegten, indem wir uns wie Taschenmesser auf- und zuklappten, freute sich Mrs Hawkins über unsere Fantasie. Mit ihr und ihrer schwarz-weissen Katze Gipsy – meine Mutter sagt, sie habe noch eine zweite Katze namens Jelly gehabt, aber in meiner Erinnerung gibt es nur Gipsy – philosophierte ich auf dem grossen Stein im Garten. In welcher Sprache redeten wir? Sie war Amerikanerin, ich sprach nur Schweizerdeutsch.

Einmal gingen wir beide Hand in Hand durch die Stadt, wohin sie mich manchmal auf dem Rücksitz ihres älteren Autos mitnahm. Vor uns tauchte ein Laternenpfahl auf. Würde ich ihre Hand loslassen? Mit ihr links vom Laternenpfahl vorbeigehen oder sie rechts zu mir hinüberziehen? Sie überliess die Entscheidung mir, schaute mich gespannt lächelnd aus ihren eisblauen Augen an. Wie wir den Laternenpfahl schliesslich umgingen, weiss ich nicht mehr, aber an den Moment der Erkenntnis, dass es unterschiedliche Möglichkeiten zur Überwindung eines Hindernisses gibt, erinnere ich mich ganz genau.

Die Nachbarn meiner Kindheit waren neben Mrs Hawkins «Madame Goni» (eigentlich Gauthier) im Parterre, eine kleine, etwas mäusegesichtige Frau, die immer

ein Stück Schokolade für mich hatte, sofern ich höflich darum bat, und die vornehmen De Rougemonts, bei der alle Familienmitglieder hinter den Stühlen am Esszimmertisch standen, bis die Dame des Hauses erschien und die Mahlzeit eröffnete. Meine Grossmutter hat ein paar Jahre später den Vater De Rougement spätabends gerufen, als ich hochfiebrig mit Masern darniederlag, während meine Eltern auf Geschäftsreise in den Niederlanden weilten. Er war Arzt.

Typisch für Nachbarschaftsbeziehungen ist die eigentümliche Verbindung von Intimität und Fremdheit.¹ Das gilt für die Nachbarn meiner frühen Kindheit, und das gilt auch heute. Ich weiss, wann die Nachbarin im fünften Stock gegenüber ins Bett geht, höre das Neugeborene im Nachbarshaus nachts weinen und die gregorianischen Gesänge des Nachbarn unter mir. Wir kennen recht persönliche Gewohnheiten und Eigenheiten unserer Nachbarn, aber manchmal kennen wir nicht einmal ihren Namen, haben keine Ahnung von ihrem Beruf oder ihren persönlichen Interessen.

In einer Zeit, in der auch feste Beziehungen häufig nur einen «Lebensabschnitt» lang Bestand haben und man sich – zumindest in den sozialen Netzwerken – nicht nur be-, sondern auch entfreunden kann, in einer Zeit, in der es vorkommt, dass Kinder keinen Kontakt zu ihren Eltern mehr wünschen, in einer solchen Zeit sind Nachbarn irgendwie anachronistisch. Denn während wir fast alle engen und lockeren Beziehungen unseres Lebens gestalten, sind Nachbarn einfach da. Man kann sie nicht wählen oder nur sehr indirekt, indem man beispielsweise ein bestimmtes Quartier oder eine spezifische Wohnform wählt.

Sie kommen und gehen, wie es ihnen passt. Nachbarn können sehr nah und unangenehm präsent sein (etwa in der schlecht isolierten Hochhauswohnung) oder weit weg, ausser Sichtweite gar, etwa im isoliert stehenden Haus oder der ummauerten Villa auf dem Land.

¹ Brombacher, Simon; Heusser, Gretler, Simone; 2016: «Neue Nachbarschaften? – Neue Nachbarschaften!» In: Störkle, Maria; Durrer, Eggerschwiler, Bea; Emmenegger, Barbara; Peter, Colette und Willener, Alex (Hrsg.), 2016: «Sozialräumliche Entwicklungsprozesse – in Quartier, Stadt, Gemeinde und Region, Luzern»: inter-act Verlag Luzern, 70-77. ² https://sociology.stanford.edu/sites/g/files/sbiybj9501ff/publications/the_strength_of_weak_ties_and_exch_w-gans.pdf



* Simone Gretler Heusser ist Projektleiterin und Dozentin am Institut für Soziokulturelle Entwicklung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und leitet das Kompetenzzentrum Generationen und Gesellschaft.

börsen für Kinderkleider, jüngere Menschen besorgen den Einkauf für Ältere, Seniorinnen schauen während Ferienabwesenheiten zu Haustier und Pflanzen, man trifft sich zum Lesezirkel oder zum gemeinsamen Spaziergang.

Das sind alles durchaus sinnvolle und gute Aktivitäten, welche den sozialen Zusammenhalt stärken und auch zu Freundschaften führen können. Angesichts dieser allseits organisierten Lebensqualität könnte der Verdacht aufkommen, wer sich von dieser Begeisterung nicht anstecken lasse, sei asozial oder verhalte sich zumindest nicht zeitgemäss.

Darf ich als frisch Pensionierte überhaupt sagen, ich hätte keinen Bedarf und kein Bedürfnis, mich in der Nachbarschaft in irgendeiner Form zu engagieren?

So unterschiedlich die Menschen sind, so klar ist es, dass es nicht die eine richtige Form oder das eine richtige Mass für Nachbarschaft gibt. Marcel Granovetter² hat schon in den 1970er-Jahren beschrieben, wie sogenannte schwache soziale Beziehungen wie etwa jene zum Kioskverkäufer oder der Busfahrerin das menschliche Bedürfnis nach sozialem Austausch ebenso zu befriedigen vermögen wie die traditionell anerkannteren starken sozialen Bindungen in der Familie.

Eine starke soziale Bindung fordert auch eine Art Monopol, weitere starke soziale Bindungen können zu Konkurrenzsituationen und Konflikten führen. Schwache soziale Bindungen jedoch haben diesen Anspruch weniger. Für viele Menschen sind Nachbarn heute vielleicht eher in dieser Kategorie einzuordnen. Ähnlich wie Facebook-Freunde oder eben Verkäufer, Fahrerinnen im öffentlichen Verkehr, Wartende an der Bushaltestelle sind Nachbarn menschliches Personal, zu dem man kaum mehr verpflichtende und verbindliche Beziehungen pflegt, die jedoch trotzdem einen Unterschied machen im Alltag und als Mit-Menschen wahrgenommen werden.

Das gilt es bei der politischen Förderung von Nachbarschaftsprojekten zu beachten, welche manchmal als Lösung für alle sozialen Fragen propagiert werden. «One size fits all» gibt es im Sozialen jedoch nur auf der obersten, abstraktesten Ebene der menschlichen Bedürfnisse. Die Ausgestaltung des Sozialen im Alltag ist – wie die Menschen auch – im Prinzip für jeden Menschen einzigartig.

In einer unzivilisierten Welt ist die Nachbarschaftsbeziehung eine existenzielle, wie ein Unfallopfer sind wir dem Nachbarn ausgeliefert, er kann uns retten oder aber auch umbringen.

In unserer vernetzten Welt brauchen wir keine Nachbarinnen mehr, aber sie sind trotzdem da. Das Ungewählte, Zufällige der Nachbarschaft ist wohl gerade die soziale Leerstelle, welche den aktuellen Nachbarschaftshype erklären kann. Dank Nachbarn können alte Menschen zu Hause wohnen bleiben; statt der Familie sorgen die Nachbarn für gelungene Generationenbeziehungen und soziales Aufgehobensein.

Nachbarschaftshilfe scheint der neue soziale Kitt zu sein, der Zusammenhalt und eine funktionierende Gesellschaft verspricht. Davon zeugen zahlreiche Programme und Projekte. Das von der Age Stiftung unterstützte Pilotprojekt «Zuhause in der Nachbarschaft» wird in den nächsten Jahren in der ganzen Stadt Bern umgesetzt, die Vereinigung Berner Gemeinschaftszentren ist Trägerin. In der Stadt Zürich funktioniert die Nachbarschaftshilfe seit Jahren – Quartier- und Siedlungsvereine tragen zu angenehmen Nachbarschaftsbeziehungen bei. Es gibt Tausch-